



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

läßt. Der junge Mann zieht den dicken Burschen auf seinen Schoß und küßt ihn ab. Die Schwester schaut ein Weilchen zu, dann reißt sie das Brüderlein an sich und küßt weiter. Dann holt sich wieder der Liebhaber das Leitungsfklümpchen, dann wieder die Schwester, und so fort, bis die Geschwister austreten.

Ein Doppellupee, noch besser ein sogenannter Salonwagen, bietet eben weit mehr Unterhaltung als ein ganz abgeschlossenes, und hat ein Kupee vollends nur zwei schmale Fenster, so bildet es ein Gefängnis, in dem einem angst wird. Alte Wagen mit solchen Gefängniszellen werden noch auf mehreren österreichischen Bahnen benützt. Überhaupt sind auf der österreichischen Staatsbahn die Wagen und die Einrichtungen (in manchen Zügen keine Abteilungen für Nichtraucher und selbst in Schnellzügen keine „Aborte“) durchschnittlich schlechter als bei uns. Auch die Fahrkartenrevisionen, die kürzlich in einem englischen Blatte verspottet worden sind, werden drüben noch eifriger betrieben als bei uns. So lernt man in Böhmen nicht allein den Tschechen, sondern auch unserm Herrn Eisenbahnminister so manches Unrecht abbitten. Was hat er nicht alles zu leiden von bösen Mäulern und Federn, der arme Herr von Thieln! Das „leiden“ ist freilich nur objektiv zu nehmen, da ihn sein glückliches Temperament davor schützt, die Nadelstiche und Hiebe zu empfinden. Möge ihm der Himmel seine Ruhe und die Hornhaut seiner Seele bewahren, und möge er sich damit vor seinem Kollegen von der Finanz so erfolgreich schützen wie vorm Publikum; denn läßt er sich von dem umgarnen, dann ist's mit dem Reisen zu idealen Zwecken vollends vorbei; sind doch die wenigen Narren, die sich darauf einlassen, allesamt auf billige „Zusammenstellbare“ angewiesen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Reform des Religionsunterrichts. Freunde der Religion und der Jugend, die wissen, wie schwierig der Religionsunterricht an sich ist, und wie diese Schwierigkeit durch die ungeheure geistige Gährung unsrer Zeit ins Unerträgliche gesteigert wird, müssen jeden verständigen und wohlmeinenden Reformvorschlag willkommen heißen. Einen recht radikalen enthält das Buch: Das Judentum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus von einem christlichen Theologen. (Leipzig, Fr. Wihl. Grunow, 1893.) Wenn wir die Hauptforderungen des Verfassers: Beseitigung des Alten Testaments und des Kleinen Katechismus von Luther aus dem Religionsunterrichte verraten, so wird der Leser zunächst vermuten, er habe es mit einem fanatischen Antisemiten zu thun.

oder mit einem jener Anhänger der Humanitätsreligion, die sich nicht allein über das Alte, sondern auch über das Neue Testament erhaben dünken. Doch nichts könnte irriger sein. Der Verfasser ist im Gegenteil ein streng und tief gläubiger Christ, der fordert, es solle „in der Volksschule nur Christus getrieben werden.“ Den Kleinen Katechismus verwirft er nur deshalb, weil er von Luther selbst gar nicht zu einem Lehrbuche bestimmt, daher auch nicht dazu geeignet sei. Wegen des Alten Testaments aber argumentirt er, als gute Herbartianer, folgendermaßen. Zweck des Religionsunterrichts ist es, in dem Schüler den christlichen Charakter, die christliche Persönlichkeit heranzubilden. Das kann nur geschehen durch Mittheilung christlicher Vorstellungsmassen in dem Grade, daß zuletzt alle andern Vorstellungen von den christlichen überwogen und beherrscht werden. Die im Alten Testament enthaltenen jüdischen Vorstellungen sind aber von den christlichen verschieden und ihnen teilweise geradezu entgegengesetzt. Weit entfernt davon, daß sie dazu dienen sollten, die Herrschaft der christlichen vorzubereiten, können sie in der Seele des Schülers keine andre Wirkung ausüben, als diesen den Eingang zu erschweren und ihr Übergewicht unmöglich zu machen. „Ein deutsches Christenkind gehört der christlich-germanischen Gemeinschaft an, soll aus dieser seine Nahrung ziehen und für sie gebildet werden. Daher ist es ein Gewaltakt gegen seine Individualität, wenn es eine Zeit lang und überdem noch in dem zartesten und empfindlichsten Alter in die jüdisch-mosaische Gemeinschaft versetzt wird. Ist Individualisieren eine Hauptaufgabe der Pädagogik, so darf es für Christen Kinder keinen alttestamentlichen Religionsunterricht geben.“

Logisch ganz unanfechtbar. Aber man kann sich denken, daß die Geistlichen und Lehrer, als Staats- und Kirchenbeamte, vor dieser Schlusskette davonlaufen werden wie vor einem Hinrichtungsinstrument, weil sie zur Betrachtung aller der Widersprüche zwingt, an denen unser Kirchenwesen leidet. Es wird ihnen aber doch zuguterletzt nichts übrig bleiben, als das stachelige Ding in die Hand zu nehmen und zu prüfen. Unsere Sache ist das nicht, nur die Richtung wollen wir andeuten, in der die Hauptschwierigkeiten liegen. Zunächst müßte festgestellt werden, welcher von den verschiedenen Gedankenkreisen, die sich für christlich ausgeben, der rechte sei. Und wenn bei der Prüfung herauskommen sollte, daß dieser echt christliche Gedankenkreis nirgends die Volksmassen, ja auch nicht einmal die Geistlichen und Lehrer beherrscht, so entstände die Schwierigkeit, wie die Lehrer einen Gedankenkreis mitteilen sollen, den sie selber nicht besitzen. Dieses pessimistische Ergebnis der Prüfung stellt nämlich der anonyme Verfasser selber in Aussicht, indem er sich geneigt zeigt, David Strauß in der Antwort auf seine berühmte Frage beizustimmen, nur daß diese bei ihm nicht lautet: Sind wir noch Christen? sondern: Sind wir schon Christen? Zwar soll nach ihm gerade das Alte Testament schuld daran sein, daß wir bis auf den heutigen Tag noch keine rechten und echten Christen geworden sind, allein das ist eben die große Frage, ob die Christen — hier taucht die dritte und Hauptschwierigkeit auf — echte und rechte Christen werden wollen! Die alttestamentlichen Geschichten preiszugeben, würde man unser heutiges Geschlecht leicht bereden können, vorausgesetzt, daß das, was ihm als Ersatz dafür geboten wird, nicht weniger als sie die Phantasie angenehm beschäftigte und den Sinnen schmeichelte, nicht weniger als sie — sagen wir es gerade heraus — naturalistisch, heidnisch wäre. Nichts Geringeres scheint zur Beseitigung dieser drei Schwierigkeiten erfordert zu werden, als eine mächtige Persönlichkeit, die, selbst erfüllt vom echt christlichen Gedankeninhalt, die Massen fortreibt und sie zur Verzichtleistung auf ihre heidnischen Vorstellungen und Neigungen bestimmt. Einstweilen, bis diese

Lösung durch eine weltgeschichtliche Persönlichkeit und ihre That erfolgt, werden sich die Theologen und Pädagogen der Pflicht theoretischer Lösungsversuche, wie der vorliegende einer ist, nicht entziehen können. Wir glauben es dem Verfasser gern, daß er oft genug nahe daran gewesen ist, „den Griffel aus der Hand zu legen. Doch das Gewissen — sagt er — mahnte mich immer wieder, ihn zu ergreifen.“ Möchte es ihn weiter mahnen, den auf zwei Seiten (179 und 180) entworfenen Lehrplan in einem Religionshandbuche auszuführen; denn erst dadurch würden wir einen Begriff davon bekommen, wie sich ein christlicher Religionsunterricht ohne Altes Testament ausnimmt.

Die Postdirektoren sind Landesbeamte, sie gehen aus der Klasse der Postelaven (höhere Karriere) hervor und müssen — abgesehen von den sogenannten Militärpostdirektoren — die höhere Postverwaltungsprüfung abgelegt haben. Übertragen ist ihnen die Verwaltung eines Postamts erster Klasse. Außer der Überwachung des häufig sehr zahlreichen Personals (bisweilen im ganzen mehrerer hundert Personen), dem sie unmittelbar vorgesetzt sind, das sie in straffer Zucht zu erhalten haben, und dem sie selbst ein Vorbild von Tüchtigkeit und Pflichttreue sein sollen, ruht auf ihren Schultern die Verantwortung für einen geregelten und geschickten Postdienstbetrieb für den Ort und den zugehörigen Landbestellbezirk. Sie gehören zur fünften Rangklasse der höhern Beamten. Nach längerer Dienstzeit wird einem Teil von ihnen der Rang (ohne Titel) der Räte vierter Klasse verliehen. In den mittlern Orten (ohne Oberpostdirektion) vertreten sie die Postbehörde, sie zählen dort zu den „Spitzen“ der Behörden.

Dem Gesagten gegenüber muß es befremden, daß die Postdirektoren innerhalb der Postverwaltung selbst nicht die ihnen gebührende Stellung einzunehmen scheinen. Die Postsekretäre werden, nachdem sie die höhere Verwaltungsprüfung bestanden haben, Oberpostdirektionssekretäre, nach etwa dreijährigem Verbleiben in dieser Stellung Postkassierer, und nach weiteren drei Jahren werden sie zu Postdirektoren oder — Postinspektoren befördert. Während nun aber die Postdirektoren ihrem Range nach vor den Postinspektoren kommen, ist mit der Beförderung zum Postdirektor die Laufbahn im allgemeinen als abgeschlossen zu betrachten. Die Beförderung zum Postinspektor dagegen ist eine Sprosse auf der Stufenleiter zu den höhern Stellungen: Posttrat, Oberpostdirektor, Geheimer Posttrat u. s. w.

Wenn nun auch im allgemeinen einleuchtet, daß nicht alle Beamten der höhern Laufbahn zu den höchsten Stellungen gelangen können, so dürfte doch nicht klar sein, weshalb die Laufbahn mit der Beförderung zum Postdirektor völlig abgeschlossen sein muß, weshalb die Praxis besteht, die Stellung als Postdirektor als minderwertig, die Beförderung dazu gewissermaßen als „Kaltstellung“ zu betrachten, ja sie sogar vielfach als Strafe eintreten zu lassen. Es liegt auf der Hand, daß infolge dieser Praxis zu Postdirektoren teils die unfähigern Beamten, teils solche Beamte ausersehen werden, die irgend etwas auf dem Kerbholz haben, oder die sich durch irgend etwas das Mißfallen ihrer Vorgesetzten zugezogen haben. Ausnahmen giebt es natürlich auch hier wie überall. Völlends herabgesetzt aber werden Stellung und Ansehen der Postdirektoren dadurch, daß sie in ihrer Thätigkeit durch Postinspektoren, also jüngere, dem Range nach niedriger stehende Beamte, denen es häufig an ausreichender Erfahrung fehlt, revidiert werden. Sind auch diese Inspektoren auf Reisen Beauftragte des Oberpostdirektors, so bleibt doch ein Mißverhältnis bestehen, und nur zu oft wird dies von den Inspektoren zum Nachteil der Postdirektoren ausgenutzt mit dem Vorwand: „im Namen der Oberpost-

direktion," insbesondere einem schwachen, weniger energischen Postdirektor gegenüber. Ein ähnliches Verhältnis dürfte sich in keiner andern Laufbahn vorfinden.

Die Folge ist, daß die Postdirektoren zum Teil unter den höhern Beamten das Proletariat bilden und auch als solches von den Vorgesetzten behandelt werden. Wie verträgt sich das aber mit ihrer Stellung? Sollen sie nicht die Postbehörde vertreten? Sollen sie nicht die postalischen Einrichtungen des Ortes möglichst vervollkommen und auf ihrer Höhe erhalten? Sollen sie nicht ihren Untergebenen in jeder Hinsicht ein Vorbild sein? Eignen sich Beamte ohne Energie, mit nicht immer tadelloser Vergangenheit, mit ungünstigen Vermögens- oder Familienverhältnissen zu solchen Stellungen? Schneidet sich nicht die Postverwaltung mit solchen Einrichtungen ins eigne Fleisch, stellt sie sich nicht selber bloß?

Zu Postdirektoren müßten die dienstlich tüchtigsten und auch in sonstiger Beziehung geeignetsten Beamten ausgewählt werden, Männer, die durch ihre Thatkraft und ihre persönlichen Verhältnisse würdig erscheinen, die Verwaltung zu vertreten, und die imstande sind, ihren umfangreichen Pflichten in vollem Maße nachzukommen. Die Stellung der Postdirektoren müßte zu den bevorzugten gehören. Es scheint dringend geboten, in den bestehenden Verhältnissen Wandel einzutreten zu lassen.

Der Verschönerungsverein. Daß der Mensch die Natur verschönern könne, ist ein anmaßender Gedanke. Die Naturschönheit ist etwas für sich, das, was der Mensch hinzuthut, ist etwas andres, fremdes. Gewöhnlich beschränkt sich der „Verschönerungsverein“ der Natur gegenüber auf die Anlegung von Wegen, die Anbringung von Bänken, Wegweisern, Schutzzäunen gegen das Herabfallen von Rindern oder Betrunknen, er errichtet aber bei Vermehrung der Mittel auch Trinkbuden und Wirtshäuser. Er macht für die Masse den Naturgenuß zugänglicher und bequemer, wobei aber die Schönheit und Größe der Natur oft verliert. An einem Wegweiser in den Umgebungen eines berühmten hochgelegenen Gotteshauses in Tirol, neben dem ein nicht bloß von Wallfahrern, sondern auch von Touristen vielbesuchtes Gasthaus steht, lasen wir kürzlich: „Der Naturveredlungsverein von K.“ Der sinnige Mann, der dieses Wort erfand, hat das Unpassende in dem „Verschönerungsverein“ gefühlt. Aber sein Verein will im Grunde auch nur für die größere Bequemlichkeit der Naturbummler sorgen, was doch an und für sich keine Veredlung der Natur bedeutet. Ein Optimist könnte herauslesen: Verein für Veredlung der Menschen durch die Natur. Nicht weit vom Fuß dieses Berges legte uns ein betriebsamer Wirt die Statuten eines „Bankvereins“ vor, dessen Mitglieder als Aktionäre mit 2 fl. 50 kr. Einzahlung Bänke für die müden Wanderer in der Umgegend errichten.

Der „Verschönerungsverein“ hat seinen wahren Platz in unsern Städten, wo er aber den kräftigern Namen „Verein zur Bekämpfung des Häßlichen“ annehmen sollte. Wie man die Natur zu verschönern sucht, indem man menschliche Werke in sie hineinstellt, so glaubt man für die Verschönerung der Städte alles gethan zu haben, wenn man auf ihren Plätzen und Wällen ein bißchen Natur nachbildet, in die man Bänke für Kindermädchen und Bummler und womöglich ein paar „Bedürfnisanstalten“ hineinstellt. Ein grünes Nasenviereck mit staubigen Bäumen im Kreuzungspunkt schnurgerader Straßen mit unabsehbaren und ununterscheidbaren Häuserreihen mag „hygienisch“ wünschenswert sein, schön ist es nicht. Am einen Ende etwas derartiges schaffen und am andern eine alte Fassade zerstören, ein altes Thor abtragen oder auch einen neuen Riesenschlot errichten, kann man das

Berschönerung nennen? Im besten Fall ist es eine ärmliche Flickarbeit. Das Städtebauen ist in unsrer Zeit mit allem Aufwand für glänzende oder bizarre Fronten etwas an sich Unkünstlerisches, das nicht zu Schönem führen kann. Der Ausdruck eines krankhaften, mit niedrigen Spekulationen, Hast, Dürftigkeit, ja Glend verbundenen Anhäufungsstrebens, wie vermöchte er schön zu sein? Nur wenn jedem einzelnen Hause und jeder Straße, jedem Platz die strenge Frage gegenübertritt: Wie erschwerst du den Menschen ihr Dasein am wenigsten? Wie ärgerst du ihr Auge am wenigsten? kann die Stadt etwas besseres werden als eine ihrem Wesen nach unschöne, die natürliche Liebe zu Wohnsitz und Heimat erstickende, selbst in Abneigung verkehrende „Backsteinwüste.“ Die Städte ihrem modernen Zuge nach Häßlichkeit überlassen und gleichzeitig die alte große Natur durch sogenannte Verschönerungen für Hunderttausende präparieren, die auf ein paar Wochen Vergessen, Trost, Heilung von der Stadt in der Natur suchen wollen, ist jedenfalls ganz verkehrt. Der Nutzen dieses Verfahrens in gesundheitlicher Beziehung ist zweifelhaft, der Schaden in ästhetischer und wirtschaftlicher ist offenbar.



Litteratur

Heinrich Leuthold. Ein Dichterporträt. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen, sowie dem Bildnis Leutholds nach einem Gemälde von Franz von Lenbach. Von Adolf Wilhelm Ernst. Zweite Auflage. Hamburg, Konrad Bloch, 1893.

Das düstre Geschick des begabten schweizerischen Dichters Heinrich Leuthold, der nach einem wunderbarlich zersahren und mannigfach gepeinigten Leben sein Ende im Irrenhause fand, hat schon seit dem Erscheinen der ersten Auflage seiner „Gedichte“ (1879) tiefere Teilnahme erweckt; die Einleitung, mit der Jakob Baechtold die zweite Auflage dieser Gedichte begleitete, muß das Interesse an der knorrigen und rätselhaften Persönlichkeit verstärkt haben, sodaß auch die selbständige biographische Studie von A. W. Ernst, die sich auf ein beträchtliches und zuverlässiges Material stützt, bereits in zweiter Auflage erscheint.

Die nähere Kenntnis des Lebensganges und des Charakters, der äußern Schicksale und der innern Bildung Leutholds flößt ernsten Anteil und zu Zeiten tiefstes Mitleid, aber doch weder Bewunderung noch eigentliche Sympathie ein. Dieser Hüne, der sich so willenlos den widerspruchsvollen Stimmen des Unbewußten in seiner Natur überließ, war eine Art Hölderlin, aber ein Hölderlin vom Ende unsers Jahrhunderts, mit den Organen derber Lebenslust ausgestattet, statt der elegischen Resignation, die den Dichter des „Hyperion“ erfüllte, von angriffslustiger Bitterkeit durchdrungen, von allen Gärungselementen der Zeit ergriffen oder gestreift, aber zu keiner festen Weltanschauung durchgedrungen. Unererschütterlich und siegesgewiß war nur eins in ihm, das Schönheitsgefühl, das nach Ernsts Wort „in einer Zeit des frechsten Dilettantismus die klassisch vollendete Form des Kunstschönen behütet und bewahrt hat.“ Sicher gilt auch Leuthold gegenüber das erhabne Wort: richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, und die pietätvolle, dem Zusammenhang von Selbstverschuldung und unverschuldetem Leid im Leben des Dichters nachspürende philosophische Erörterung des Biographen ist uns lieber und